

Utta Danella

Meine Freundin Elaine

Roman



Meine Freundin Elaine

Jedes Menschen Schicksal wird bestimmt von der Zeit, in die er hineingeboren ist.

Sie kann Verhängnis, Not und Schuld bringen, genauso aber Erfüllung, Freiheit und Wohlergehen. Nur das Kind kann sein Leben ahnungslos und darum glücklich beginnen, wenn es denn schon begreifen könnte, was Glück ist. Und erst am Ende seiner Tage kann ein Mensch sagen: Die Zeit, in der ich lebte, war mein Feind. Oder sie war mein Freund.

U. D.

Wie auf Wolken

Es war ein unbeschreibliches Glücksgefühl, wieder einmal in Berlin zu sein. Ich ging wie auf Wolken Unter den Linden dahin, die Friedrichstraße rauf und die Leipziger runter, ich stand am Gendarmenmarkt und bewunderte das Schauspielhaus und den Französischen Dom, als hätte ich sie nie gesehen. Oder ich landete beim Schloss, ging über die Brücke und himmelte den Großen Kurfürsten auf seinem stolzen Ross an, in ihn hatte ich mich schon als Kind verliebt.

An einem anderen Tag lief ich vom Nollendorfplatz über den Wittenbergplatz die Tauentzienstraße entlang, den ganzen Kurfürstendamm bis hinaus nach Halensee. War ich müde, fuhr ich mit der Straßenbahn, mit dem Bus oder der U-Bahn zurück und landete völlig erschöpft bei Tante Marina, sank in einen Sessel und sah ihr zu, wie sie den Tee bereitete.

An einem Tag hatte es heftig geregnet, und ich kam klitschnass nach Hause.

»Kind, du übertreibst«, sagte sie. »Jetzt hast du dich bestimmt zu allem Unglück noch erkältet.«

»Es ist so schön, so schön, so schön. Wieso Unglück? Ich bin glücklich. So glücklich bin ich seit hundert Jahren nicht mehr gewesen.«

»Ein komischer Ausspruch für eine verheiratete Frau mit drei niedlichen Kindern.« Sie sprach im typischen Marina-Ton, man wusste nie, ob sie es ernst meinte oder ob sie spottete.

Das Mädchen hatte währenddessen meinen nassen Mantel hinausgebracht, ich streifte die Schuhe von den Füßen, sie waren nicht wasserdicht, und ich hatte kalte Füße. War schon möglich, dass ich mich erkältet hatte. Na, wenn schon. In Berlin und bei Tante Marina fand ich alles wunderbar, selbst eine Erkältung. Ich rollte mich im Sessel zusammen und hätte am liebsten geschnurrt wie zu Hause unsere Mieze. Marina zapfte an ihrem Samowar den Tee, brachte die gefüllte Tasse und stellte sie auf das kleine Tischchen neben mich.

Der Tee war heiß und köstlich, sie hatte einen Schuss Rum hineingetan, wohl um der angekündigten Erkältung vorzubeugen. Ich trank in kleinen, genüsslichen Schlucken, bis die Tasse leer war. Dann langte ich nach der Keksdose.

»Du bist seit morgens elf Uhr unterwegs gewesen, du verrücktes Mädchen«, sagte Marina.

»Hast du denn wenigstens irgendwo eine Kleinigkeit gegessen?«

»Habe ich nicht. Ich hatte wenig Geld dabei. Es hat gerade für den Bus gereicht. Sonst hätte ich mir ja eine Taxe genommen, als es anfang zu regnen.«

»Du bist dümmer, als die Polizei erlaubt. Dann wäre der Taxifahrer eben mit heraufgekommen, und wir hätten ihn hier bezahlt.«

»Ich bin wirklich dumm«, bestätigte ich zufrieden.

»Ich lasse dir eine Stulle zurechtmachen.«

»Nein, bitte nicht. Die Kekse schmecken wunderbar, ich esse mindestens fünf Stück davon. Keine Stulle. Ich will mir den Appetit auf das Abendessen nicht verderben. Du weißt, wie gut es mir bei dir schmeckt.«

Sie nickte, sie wusste es und hätte es nicht anders erwartet. »Wir werden ein paar kleine Schnittchen mit Kaviar essen«, berichtete sie, »und dann eine in leicht gewürztem Sud gedünstete junge Ente mit Kartoffelpüree und dazu Erbsen und Möhrchen.«

»Die natürlich deine nicht hoch genug zu preisende Wanda selbst eingemacht hat. Ich habe mir die Vorratskammer angesehen. Enorm, was es da gibt. Wir haben auch eine Menge Eingemachtes zu Hause, aber bei uns wächst das Zeug ja vor der Tür. Für einen Stadthaushalt ist es fabelhaft, was Wanda alles hat.«

»Kommt noch dazu, sie hat das meiste selbst auf dem Land eingekauft. Wie ich sie kenne, wird sie heute Abend auch ein Glas mit Spargelspitzen aufmachen, Spargel aus Beelitz, den holt sie sich dort auch immer selber. Der Professor kommt zum Essen, wie du weißt, und er sagt, für Wandas Spargelspitzen würde er von Schwerin nach Berlin zu Fuß laufen.«

»Warum gerade von Schwerin? Weil sich das reimt?«

»Er ist dort geboren.«

Ich holte mir eine zweite Tasse Tee und knabberte den vierten Keks.

»Allein schon die Idee, eine Ente in leicht gewürztem Sud zu dünsten«, sagte ich träumerisch.

»Unsere Mamsell kommt auf keinen anderen Einfall, als sie zu braten.«

»Nun, das ist die übliche Art, mit einer Ente zu verfahren, wir braten sie meistens auch. Aber dann wäre der Kaviar als Vorspeise unpassend, denn zur gebratenen Ente gehört nun mal Rotkraut und eine fette Sauce. Also das harmoniert nicht.«

»Harmoniert nicht«, wiederholte ich, angenehm erwärmt, und verzichtete auf den fünften Keks im Gedanken an den Kaviar. Es gab ihn bestimmt meinetwegen, denn Marina wusste, wie gern ich ihn mochte.

»Der Ente wird die Haut abgezogen«, klärte mich Marina weiter auf, »so ist sie leicht und bekömmlich.«

Sie bediente sich selbst noch einmal aus dem Samowar, ihr weißes Haar war wohlfrisiert wie immer, und ihr gut geschminktes Gesicht wirkte im weichen Kerzenlicht schön und jung. Im vorletzten Sommer hatte sie uns, auf meine dringende Einladung, endlich einmal auf dem Gut

besucht, ich wollte ihr zeigen, wie und wo ich lebte, und ich brauchte ihren Trost und Zuspruch, denn ich war schon wieder schwanger.

Alle hatten sie bewundert, angefangen bei meiner Schwiegermutter bis zum Stallknecht. Zumal sie von Pferden etwas verstand und mit sicherer Hand einen Zweispänner fahren konnte. Damals trug sie das Haar noch hochgesteckt, wie ich es seit meiner Kindheit kannte, nur dass es früher blond gewesen war. Hochgesteckt trug sie es privat; ich kannte es auch als blonde Flut über ihre Schultern und ihren Rücken, als Sieglinde zum Beispiel oder als Isolde. Inzwischen hatte sie sich die Haare abschneiden lassen und trug einen Bubikopf.

»O nein«, hatte ich gesagt, als ich vor einer Woche in Berlin eintraf. »Wie konntest du nur! Dein schönes Haar!«

»Sieht doch gut aus. Macht mich jünger.«

Seitdem kam ich mir altmodisch vor mit meinen langen aufgesteckten Haaren, denn rundherum in Berlin erblickte ich fast nur noch Bubiköpfe genauso wie kurze Röcke. Bei uns in der Provinz war das noch höchst ungewöhnlich. Auf meinen langen Spaziergängen durch die geliebte Stadt überlegte ich nicht nur, wie ich es anstellen könnte, wieder für immer hier zu leben, sondern ob ich mir vor meiner Heimreise nicht auch die Haare abschneiden lassen sollte.

»Ich habe seit Jahren keinen Kaviar mehr gegessen«, murmelte ich vor mich hin. »Wir können uns das nicht leisten.«

»Willst du noch Tee?«, fragte sie.

»Gern.«

»Zieh mal an der Klingel.«

Die Klingelschnur mit der roten Samtbommel hing neben der hohen breiten Tür des Salons, und auf dem Weg zum Samowar zog ich mit demselben Spaß daran, den ich schon als Kind bei dieser Betätigung empfunden hatte.

»Warum sind meine Zigaretten nicht hier?«, monierte Marina, als das Mädchen erschien.

»Sie liegen im Ankleidezimmer, gnädige Frau. Ich bringe sie sofort.«

Es waren russische Zigaretten, ich mochte ihren Duft, aber ich durfte keine davon rauchen, obwohl ich es gern einmal probiert hätte.

»Das ist nicht gut für deine Lunge«, war ich gleich am zweiten Tag beschieden worden. Marina liebte keine Phrasen, sie sprach immer klar und deutlich aus, was sie dachte und meinte. Die Zigaretten waren so neu wie der Bubikopf, früher hatte sie nicht geraucht.

»Du findest also, dass ich unglücklich bin«, sagte ich und rekelte mich in meinem Sessel.

»Wieso? Vor ein paar Minuten hast du gesagt, du seist glücklich.«

»Bin ich auch. Aber du hast gesagt, ich soll mich zu allem Unglück nicht auch noch erkälten.«

»Na und? Was stimmt an diesem Satz nicht?«

»Ich bin blutarm, zu dünn, nervös und möglicherweise ist meine Lunge angegriffen«, zählte ich befriedigt auf. »Wenn dem nicht so wäre, könnte ich nicht hier bei dir sein. Und weil ich bei dir bin und in Berlin, bin ich glücklich. Meiner Lunge kann ich höchstens dankbar sein, dass sie mir zu dieser Reise verholfen hat.«

»Versündige dich nicht, Kind. Dein Mann hat mir sehr genau in seinem Brief deinen Zustand geschildert. Und darin heißt es, euer Doktor da auf dem Land hätte den leisen Verdacht, es könnte mit deiner Lunge etwas nicht stimmen. Und darum hat dein Mann mich gebeten, mit dir in Berlin einen Spezialisten aufzusuchen.«

»Weiß ich alles. Ich kenne den Brief.«

»Wenn es mit deiner Lunge wirklich nicht stimmt, und das könntest du von deiner Mutter geerbt haben, musst du nach Davos.«

»Das können wir uns nicht leisten. Wenn du mich nicht mehr haben willst, werde ich in Pommern still und langsam vor mich hin sterben.«

»So etwas macht sich nur auf der Bühne gut«, sagte sie, und ich hörte ihrer Stimme an, dass sie verärgert war.

Das Mädchen brachte die Zigaretten und entschuldigte sich, dass es so lange gedauert hätte.

»Sie waren nicht im Ankleidezimmer, gnä Frau, sie waren im Bad.«

Marina wartete, bis wir wieder allein waren, dann sagte sie streng: »Julia, manchmal wundere ich mich, wie es dein Mann mit dir aushält.«

»Wundert mich auch. Rauchst du neuerdings in der Badewanne?«

»Du warst ein dummes Kind, als du ihn geheiratet hast. Ich sehe dich noch vor mir stehen, hier in diesem Zimmer, glühend vor Liebe und Begeisterung. Ich muss ihn haben, hast du geschrien. Ich will nur ihn. Nur ihn. Er ist des Kaisers schönster Leutnant.«

»War er ja auch. Damals. Aber da war eben Krieg. Heute ist er ein knickriger, sorgenbelasteter, meist schlecht gelaunter, von Schulden erdrückter Gutsbesitzer in Hinterpommern. So ist das!«

»Aber er liebt dich.«

»Sicher.«

»Und du? Liebst du ihn noch wie damals?«

»Ich weiß das nicht so genau. Manchmal. Manchmal nicht. Wenn ich nicht in dieser Einöde leben müsste. Wenn wir hier in Berlin sein könnten, ausgehen, ins Theater, in die Oper, kluge Menschen treffen, mit denen man reden kann. Solche wie du. Und wie der Professor.«

»Du warst ein dummes Kind, ich sage es. Du wusstest, dass er ein Gutsbesitzer aus Pommern ist. Und nicht auf ewige Zeit des Kaisers schönster Leutnant bleiben konnte.«

»Das habe ich damals nicht gewusst. Da lebte sein Vater noch, und der hatte das Gut. Und sein Bruder war auch noch da. Joachim hätte des Kaisers schönster General werden können.«

Marina lachte. »Du bist ein Kindskopf.«

»Und ich wusste nicht, dass ich ewig und drei Tage auf diesem Gut leben muss, bis ich alt und grau bin. Und dass meine Schwiegermutter erwartet, dass ich so werde wie sie. Wenn wir den Krieg gewonnen hätten ...«

»Wir haben ihn aber nun einmal nicht gewonnen. Und deine Schwiegermutter ist eine sehr patente Frau.«

»Ja, sicher. Weiß ich ja.«

Marina zog behaglich an ihrer Zigarette, und als der süße Duft mich erreichte, weitete ich die Nüstern wie Melusine, meine Stute, wenn man ihr einen Leckerbissen brachte. Sie war das einzige Wesen, das ich in Berlin vermisste, nicht meinen Mann, nicht meine Kinder und schon gar nicht meine Schwiegermutter.

Aber Reiten hatte mir unser Doktor zuletzt auch verboten. Ruhe, hatte er gesagt, viel liegen, lange schlafen, gut und reichlich essen. Nur schmeckte mir meist nicht, was unsere Mamsell kochte, schließlich war ich im Haushalt von Tante Marina aufgewachsen.

»Joachim hat wunderbarerweise den Krieg überlebt. Darüber warst du sehr glücklich, nicht wahr?«

Ich nickte. Und ein Wunder war es wirklich, denn es kam einem damals vor, als sei man nur von Toten umgeben. Am schlimmsten traf mich der Tod von Onkel Ralph, Marinas und Mamas Bruder, den ich zärtlich liebte und der wie ein Vater für mich gewesen war. Mehr noch, großer Bruder und verständnisvoller Freund, Vertrauter in allen Lebenslagen, das war Onkel Ralph.

Meinen Vater hatte ich kaum gekannt, er starb, als ich vier war. Und Mama starb nach Kriegsende an der Spanischen Grippe, dieser furchtbaren Epidemie, die weltweit viele Menschenleben kostete. Manche sagten, sie hätte mehr Menschen umgebracht als der Krieg.

Aber vielleicht hätte Mama sowieso nicht mehr lange gelebt mit ihrer kranken Lunge.

Dafür hatte ich eine überaus tüchtige und rundherum gesunde Schwiegermutter bekommen, dazu noch eine tatkräftige und ebenfalls tüchtige Schwägerin, dagegen war ich ein Nichts und ein Niemand. Ich gab mir allerdings nicht viel Mühe, ein brauchbares Mitglied des Gutsbetriebs zu werden, ich war nur widerwillig aufs Land gezogen, vermisste Berlin und das anregende Leben dort, und das verschwieg ich nicht. Besonders beliebt machte ich mich mit meiner ständigen Meckerei nicht.

Nun hatte meine Schwägerin vor anderthalb Jahren endlich geheiratet. Sie hatte viele Jahre auf Friedrich warten müssen, mit dem sie schon seit Anfang des Krieges verlobt war, er kämpfte im Osten und geriet in die Wirren der russischen Revolution, jahrelang hörten wir nichts von ihm, er wurde für tot gehalten. Mehr tot als lebendig war er auch, als er schließlich heimkehrte. Sie hatten beide schwere Jahre hinter sich, doch nun erwartete Margarete ihr erstes Kind, und meine Schwiegermutter hielt sich derzeit bei ihr auf, um ihr zu helfen, denn Friedrichs Gut war dreimal so groß wie unseres, es lag ziemlich weit entfernt von Cossin, nahe der Ostsee, bei Kolberg.

Ich wünschte Margarete alles Gute und hoffte, sie würde endlich glücklich sein, wenn sie ihr Kind bekam. Alles, alles Gute wünschte ich ihr, ich war so froh, dass sie weg war, sie hatte mich immer herumkommandiert und von oben herab behandelt. Und sie neidete mir meine Kinder, das hatte ich sehr genau gespürt.

Joachim und ich hatten mitten im Krieg geheiratet, im Herbst 1917, das kam für alle sehr überraschend, nicht zuletzt für mich, denn wir hatten uns bis dahin selten gesehen, was mich nicht daran hinderte, immer wieder zu verkünden, wie unbeschreiblich ich ihn liebte. Was wusste ich schon von Liebe? Ich kannte sie von der Bühne des Königlichen Opernhauses, wenn Tante Marina sang. Sonst war ich nichts als ein dummes, verwöhntes Kind. Und mein schöner Leutnant war schon ein anderer geworden, der Krieg hatte ihn gezeichnet, die entsetzliche Schlacht vor Verdun, die er von Anfang bis Ende mitmachte, hatte ihn das fröhliche Lachen gekostet. Aber dass er überlebte, war für mich das Wichtigste.

Nur wenige Tage gewährte man für eine Kriegstrauung. Wir heirateten ohne jedes Zeremoniell, immerhin kamen sein Vater aus Frankreich und seine Mutter aus Pommern, die ich beide bei dieser Gelegenheit kennenlernte.

Es war das einzige Mal, dass ich Joachims Vater sah, er war Oberst und starb noch im gleichen Jahr an einer schweren Verwundung, und fast zur gleichen Zeit fiel Joachims Bruder. Ich erfuhr das erst später, denn ich lebte nach wie vor bei Mama und Tante Marina in Berlin, denn was sollte ich ohne Joschi auf einem Gut in Pommern.

Joschi – diesen Namen hatte ich ihm in unserer Hochzeitsnacht gegeben, denn er weinte plötzlich im Schlaf, dann fuhr er mit einem Schrei hoch und zitterte am ganzen Körper. Vor ein paar Stunden hatte ich erlebt, wie es ist, eine Frau zu werden, und nun saß ich im Bett und tröstete den verstörten Mann, meinen schönen Leutnant, dessen Seele krank geworden war in diesem grässlichen, sinnlosen Blutbad. Ich hielt ihn in den Armen, trocknete seine Tränen, streichelte über sein Haar.

Joschi, flüsterte ich, ist ja gut. Du bist hier, du bist bei mir.

»Du machst ja auf einmal so ein ernstes Gesicht«, sagte Tante Marina.

»Ach, es ist alles anders geworden.«

»Anders? Was heißt das? Was ist anders geworden?«

»Na, mein Leben. Es ist nicht so geworden, wie ich es mir vorgestellt habe.«

»Das geht den meisten Menschen so.«

»Man weiß es eben vorher nicht«, murmelte ich.

»Worüber beklagst du dich?«

»Eigentlich über alles. Nicht, wenn ich hier bei dir bin. Hier ist mein Zuhause. Auf Cossin bin ich noch immer eine Fremde.«

»Das liegt an dir. Du musst endlich erwachsen werden, Julia. Dies ist das Heim deiner Kindheit, und du bist hier zu Besuch. Aber du gehörst zu deinem Mann und deinen Kindern, dort liegt deine Aufgabe und deine Verantwortung.«

»Aber wenn ich doch krank bin ...«

»Verkriech dich jetzt nicht in eingebildete Krankheit, das hilft dir nichts. Unsinn war es allerdings, so rasch hintereinander drei Kinder zu bekommen. Das hat dich so mitgenommen. Besonders kräftig warst du nie, aber lebhaft und beweglich, eine leichtfüßige Tänzerin durch dein Leben.«

»Ich tanze überhaupt nicht mehr.«

»Das kommt schon wieder«, sagte sie tröstend. Doch gleich darauf schüttelte sie den Kopf.

»Drei Kinder in fünf Jahren. Total meschugge!«

Wem sagte sie das! Wenn sie mir nur auch sagen würde, wie ich das hätte verhindern können. Das ewige Kinderkriegen hatte mich überfahren wie ein D-Zug. Jetzt wich ich Joachims Umarmungen aus, und er hatte Verständnis dafür, er sah ja selber, was aus mir geworden war. Das hatte unser Verhältnis geändert, belastete unser gemeinsames Leben, mehr noch als die wirtschaftlichen Schwierigkeiten. Vielleicht war ich auch darum so froh, eine Zeit lang nicht auf Cossin zu sein, um nicht unter diesen täglichen Lügen zu leiden, ein Kuss auf die Wange oder auf die Stirn, meine Hand auf seinem Arm. Gute Nacht, Liebling. Musst du noch lange arbeiten? Kann ich dir nicht helfen?

Nein, Julia, geh schlafen.

Als wenn ich ihm je hätte helfen können bei all den Abrechnungen und Buchungen, Bestellungen, Ankäufen und Verkäufen, Krediten und Wechseln und den ständig anwachsenden Schulden. Ich hörte, wenn er mit meiner Schwiegermutter darüber sprach, gab mir Mühe zu verstehen, aber ich verstand nicht. Es war eine andere Welt als die, in der ich aufgewachsen war, und vermutlich war ich eben doch dumm.

Dann lag ich im Bett und konnte nicht schlafen, viel später kam er sehr leise, ich rührte mich nicht, wagte nicht, ihn zu streicheln oder ein tröstendes Wort zu sagen, denn dann würde er mich in die Arme nehmen, und es würde wieder passieren. Ich wusste, dass er mich gern lieben wollte, und ich wollte gern an ihn geschmiegt liegen, aber ich wollte nicht schon wieder ein Kind bekommen.

Er lag still, seine Hand griff nach mir, wir lauschten auf unsere Atemzüge, es war ein zermürbender Zustand für uns beide. Aber sicher hatte unser Doktor ihn gewarnt, hatte gesagt, dass eine vierte Schwangerschaft gefährlich für mich sein könnte.

Warum konnte man sich nicht lieb haben, ohne dass das immer gleich geschah?

»Nun mach nicht so ein gequältes Gesicht«, sagte Marina. »Vorhin als du kamst, nass wie eine gebadete Katze, hast du gestrahlt und hast gesagt, du seist glücklich.«

»Aber ich bin es ja. Jetzt und hier, und solange ich bei dir bleiben kann.«

Sie seufzte ein wenig, möglicherweise verstand sie meine Gefühle sehr gut.

»Wir werden den Professor heute Abend nach einem guten Arzt fragen, er weiß da Bescheid. Und sollte wirklich etwas mit deiner Lunge sein, gehst du nach Davos.«

»Das könnten wir uns nicht ...«

»Nicht leisten, ich weiß. Sollte es notwendig sein, werde ich das schon machen.«

Der Professor war ein Professor für Musikgeschichte und Marinas ältester und treuester Freund, er spielte wunderbar Klavier, und manchmal sang sie dazu, Lieder von Schubert oder von Brahms. Hoffentlich hatten sie heute Abend Lust dazu. Falls sie nicht zu viel gegessen hatten.

»Vielleicht bringt er den Jungen mit.«

»Was für einen Jungen?«, fragte ich.

»Sein Schüler. Sehr begabter Junge. Er ist ein Wunder auf der Geige. Es ist eine reine Wonne, wenn die beiden zusammen spielen.«

»Was gibt es zum Nachtsch?«, wollte ich wissen.

»Nicht mehr allzu viel. Vermutlich Kompott.«

»Erdbeeren«, schlug ich vor und leckte mir die Lippen. »Wanda hat mindestens zwanzig Gläser mit eingemachten Erdbeeren da stehen.«

»Sie geht sehr sparsam damit um. Es ist immerhin erst März, und es dauert noch eine ganze Weile, bis die neuen Erdbeeren reif sind. Nun geh, zieh dich aus, nimm ein Bad und leg dich ein bisschen hin. Abendessen um acht. Zieh ein hübsches Kleid an.«

»Als ob ich so was noch hätte.«

»Wir werden in den nächsten Tagen für dich ein wenig einkaufen. Schließlich willst du ja auch mal in die Oper gehen.«

»Und ob!«, rief ich. »Ich träume seit Jahren davon.«

Marina war Mamas ältere Schwester, sie und Onkel Ralph waren die beherrschenden Personen meiner Jugend gewesen. Mama war immer kränklich, es fehlte ihr an Temperament, an Lebensfreude und Lebensmut, das besaßen ihre Schwester und ihr Bruder ausreichend.

Onkel Ralph war Anwalt, aber leider war er Reserveoffizier, und so verschlang der Krieg auch ihn.

Marina, eigentlich Marie, war sehr viel älter als ihre Geschwister, Marina Delmonte, die berühmte Sängerin, die Primadonna des Königlichen Opernhauses Unter den Linden.

Ob ich in die Oper gehen wollte, fragte sie. Es kam mir vor, ich sei in der Oper gewesen, ehe ich laufen konnte. Ich kannte all die großen Verdiopern auswendig, die Marina gesungen hatte. Am meisten faszinierte mich als Kind die Aida, denn da hatte sie auf einmal schwarze Haare und ein bräunlich getöntes Gesicht. Sie sang die Agathe, die Martha, beide Marthas, die von Flotow und die aus »Tiefland«, eine ihrer berühmtesten Rollen. Und wie sie tanzen konnte! Geschmeidig bis in die Fingerspitzen. Sie betrachtete allerdings die Isolde als den Höhepunkt ihrer Laufbahn, ich hatte mich, zugegeben, im »Tristan« immer ein wenig gelangweilt. Aber ich war einfach noch zu jung dafür gewesen. Dagegen liebte ich sie als Mimi, ich weinte bitterlich im dritten Akt und am Ende des vierten, denn sie konnte nicht nur singen, sie war auch eine großartige Schauspielerin. Während des Krieges hatte sie sich vom Theater verabschiedet, sie gab noch Liederabende, sang in Oratorien, dann hörte sie ganz auf.

»Man soll mich in Erinnerung behalten, wie ich war. Meistens sehr gut. Mit einer alten Stimme herumzuwimmern, würde alles verderben, auch die Erinnerung.«

Sie kümmerte sich um Mama, um Onkel Ralph, der in einer schlechten Ehe lebte, und hauptsächlich kümmerte sie sich um mich. Sie war nie verheiratet gewesen, hatte keine Kinder, wir waren ihre Familie. Und sie hegte die Hoffnung, ich könnte ebenfalls als Sängerin Karriere machen, ich war nicht unmusikalisch, hatte eine hübsche kleine Stimme, spielte ganz nett Klavier, und sie hatte schon begonnen, mir Gesangsunterricht zu geben, und dann musste ich unbedingt des Kaisers schönsten Leutnant heiraten, durch den ich auf die Klitsche nach Hinterpommern kam. Drei Kinder in fünf Jahren. Liebte ich meine Kinder denn nicht?

Doch, natürlich, ganz wahnsinnig liebte ich sie. Aber sie hatten mir alle Kraft geraubt, hatten mir das Mark aus den Knochen gesogen. So nannte es unser Doktor. »Kein Mark in den Knochen, die junge Frau. Keine Kraft im Körper.«

Ich hatte es zufällig gehört, als er das zu meiner Schwiegermutter sagte. Und sie darauf: »Eine Großstadtpflanze.« Was wusste sie schon von Berlin, vom Zauber, vom Glanz dieser herrlichen Stadt. Vielleicht zur Grünen Woche war sie mal hergekommen. Ob sie jemals in der Oper war?

Komisch, ich hatte sie das nie gefragt. Natürlich wusste sie, wer Marina Delmonte war, das wussten sie sogar in Hinterpommern. Es konnte Joachim sehr verärgern, wenn ich von Hinterpommern sprach.

»Wir sind hier in Pommern, und es ist das schönste Land, das ich kenne.«

Gewiss, das Land war schön. Aber was kannte er eigentlich von der Welt? Die Schlachtfelder von Elsass-Lothringen, die Schützengräben in Frankreich.

Übrigens hieß der östliche Teil von Pommern nun mal Hinterpommern, das stand auf jeder Landkarte.

Davos also, die Schweiz, träumte ich vor mich hin, als ich in der Wanne lag, das Wasser reichlich mit Marinas Badesalz parfümiert. Ich konnte meiner Lunge nur dankbar sein, wenn sie Sperenzchen machte und mich eine Weile aus Cossin fortholte. Darum liebte ich Joschi und meine Kinder trotzdem, sehr sogar. Sie waren bei meiner Schwiegermutter gut aufgehoben, ein Kindermädchen hatten wir auch, und überhaupt jede Menge Personal auf dem Gut, ich konnte beruhigt eine Weile fortbleiben.

Ich trocknete mich behaglich mit dem weichen flauschigen Badetuch ab und sang dabei: »Man nennt mich jetzt nur Mimi ...« Ich fand meine Stimme sehr hübsch. Klar und süß. Ja, süß, das konnte man ruhig so nennen. Angenommen, ich hätte nicht geheiratet, und Marina hätte mir Unterricht gegeben, dann könnte ich heute auf der Bühne stehen, mit Kraft im Körper und Mark in den Knochen. Für die Isolde würde es nicht reichen, aber für die Mimi und die Gilda allemal. Des Kaisers schönster Leutnant!

»Der Teufel soll ihn holen!«, das sagte ich laut in den Spiegel hinein, und gleich darauf schämte ich mich so, dass mir die Tränen kamen. Was war ich für ein schlechter Mensch! Was für eine üble Frau für einen so guten Mann. Der liebe Gott würde mich strafen, ich würde die Schwindsucht haben, oder Joachim würde sterben oder eins der Kinder.

Ich ließ vor Schreck das Badetuch fallen und starrte tränenblind in den Spiegel.

Dünn war ich wirklich. Nicht schlank, dünn. Manche Frauen wurden dicker, wenn sie Kinder bekommen hatten, ich war mit jedem Kind dünner geworden. Mein Busen war mickrig und meine Hüften wie aus Porzellan, schmal wie die eines Knaben. Was sollte Joschi eigentlich an mir noch gefallen? So eine Frau konnte kein Mann begehren. Darum schlief er auch nicht mehr mit mir. Doch das war sicher besser für ihn, falls ich wirklich schwindsüchtig war.

Ich versuchte zu husten wie Mimi oder Violetta. Eigentlich hustete ich nie, nur wenn ich mal erkältet war. Davos also. War bestimmt grässlich langweilig, und eine Oper gab es da auch nicht.

Marina würde es bezahlen, das konnte sie ohne Weiteres. Sie hatte immer Geld gehabt, ich kannte es seit meiner Kindheit nicht anders. Nach dem Tod meines Vaters waren Mama und ich in diese Beletage in der Meinekestraße gezogen, eine Wohnung mit zehn riesigen Zimmern, nicht gerechnet Küche, Kammern, die Räume für die Dienstboten und selbstverständlich die Berliner Spezialität: mehrere Hängeböden. Mama führte ihrer berühmten Schwester den Haushalt, so nannte sie es selbst, doch es war mit keinerlei Arbeit verbunden, denn Personal gab es ausreichend, zwei Dienstmädchen, die Köchin, den Chauffeur, die Putzfrau, die Waschfrau und, falls benötigt, ein oder zwei Lohndiener. Die wichtigste Person in diesem Haushalt war Antoinette, Marinas Zofe, auf deren Kommando alle hörten. Sie hieß wirklich so und ließ jeden wissen, dass sie von Hugenotten abstammte, und jedermann in dieser Stadt wisse wohl, was Berlin den Hugenotten zu verdanken habe, ohne Hugenotten gäbe es keine Kultur in Preußen.

Eine amüsante und abwechslungsreiche Kindheit hatte ich in dieser Wohnung erlebt, überhaupt nachdem ich in ein Alter kam, in dem Tante Marina Interesse für mich zeigte. Für kleine Kinder hatte sie nicht allzu viel übrig, die empfand sie eher als lästig.

Es kamen immer viele Gäste ins Haus, Künstler, Wissenschaftler, Offiziere und Damen und Herren von Adel, denn Marina wurde geliebt und verehrt, nicht nur weil sie so schön singen konnte, ihre Klugheit und ihre gelassene Heiterkeit wirkten auf jeden Menschen anziehend. Fast auf jeden. Die anderen wurden von ihr kühl als Banausen abgetan, ein Ausdruck, den ich seit frühester Kindheit kannte. Schon in der Schule, es war selbstverständlich eine teure Privatschule, konnte ich ein Mädchen, das ich nicht leiden mochte, verächtlich damit abfertigen: »Du bist ja 'n Banause.«

War es ein Wunder, dass ich mich glücklich fühlte, wieder einmal in diesen Räumen zu sein, und war es ebenso wenig ein Wunder, dass ich mich langweilte auf dem Land? Und war es nicht zu verstehen, dass ich es genoss, wenigstens vorübergehend in einem Haushalt zu leben, in dem nicht immerzu von dem Geld gesprochen wurde, das man nicht hatte? Marina Delmonte hatte viel Geld verdient, doch das größte Wunder geschah vor anderthalb Jahren: Die Inflation hatte ihr Vermögen nicht aufgefressen, sie war nach dem November 1923 nicht arm wie die meisten Menschen, sie war reicher als zuvor. Das verdankte sie ihrem Bruder Ralph, der schon immer mit Dollar und Schweizer Franken spekuliert hatte, er musste ein Genie an der Börse gewesen sein, da konnte des abgedankten Kaisers Goldmark ruhig dahinsiechen. Sie konnte wirklich mühelos einen Aufenthalt in Davos für mich bezahlen, falls ich wirklich dorthin musste. Und ich hatte auch keinerlei Hemmungen, wenn sie nächster Tage mit mir einkaufen ging, wie sie angekündigt hatte.

Nur, was zog ich an diesem Abend an? Ich öffnete den tiefen, breiten Kleiderschrank in meinem komfortablen Gastzimmer, die paar Plünnen, die ich mitgebracht hatte, wirkten recht kümmerlich darin, und altmodisch waren sie auch. Hier in Berlin waren die Frauen anders angezogen als in Hinterpommern. Jetzt dachte ich Hinterpommern, ich dachte es trotzig, und dann sprach ich laut: »Hinterpommern, Joschi, ob dir das nun passt oder nicht. Und wenn du mal überlegst, wie ich gelebt habe hier in dieser Wohnung, in diesem Haus, in dieser Straße, in dieser Stadt, dann geht es vielleicht in deinen pommerschen Dickschädel hinein, dass ich dort, hinter dem letzten Dorf der Welt, nicht glücklich sein kann.«

Ich weinte nicht mehr, ich war wütend und blickte erbost in den großen Spiegel, den es in diesem Zimmer selbstverständlich auch gab. Es war nicht mein ehemaliges Kinderzimmer, es war das Zimmer für besonders geschätzte Gäste. So!

Erst Anfang des Sommers 1919 war ich von Berlin nach Pommern gezogen, längst ungeduldig ermahnt, den mir zustehenden Platz als Herrin des Gutes einzunehmen. Aber Mamas Krankheit, dann ihr Tod, hatten meinen Umzug verhindert, und als ich dann schließlich auf das Gut kam, war ich trübselig, ich trauerte um Mama, ich fühlte mich ausgestoßen und fremd, daran konnte auch Joschis Liebe nichts ändern. Und was hieß schon Herrin des Gutes! Das war und blieb meine Schwiegermutter. Was mir nicht das Geringste ausmachte. Und dann war ich sowieso unentwegt mit Kinderkriegen beschäftigt.

Schon halb acht. Ich musste mich beeilen. Sicher gab es vor dem Essen ein Glas Champagner, das durfte ich nicht versäumen. Auf Cossin war auch daran nicht im Traum zu denken. »Das können wir uns nicht leisten, nicht wahr, Joachim?«

Ob ich das zartgrüne Seidenkleid anzog? Auch wenn der Professor ein älterer Herr war, gefallen wollte ich ihm trotzdem. Er hatte mich seit einigen Jahren nicht gesehen, ich durfte ihn nicht enttäuschen. Das Grüne hatte einen weiten Rock und ein Spitzenjabot um den Ausschnitt, das machte mich ein bisschen voller, ich musste ja nicht gerade aussehen wie vor dem letzten Zug nach Davos. Ich bürstete mein Haar und steckte es neu auf. Ob ich nun nach Davos reiste oder zurück nach Cossin, die Haare würde ich mir ganz bestimmt abschneiden lassen. Wenn ich sonst schon nichts vom Leben hatte, dann wollte ich wenigstens einen Bubikopf haben.

Ich betrachtete mich sorgfältig im Spiegel in dem grünen Kleid und fand mich eigentlich ganz hübsch.

Natürlich liebe ich dich, Joschi, ich habe immer nur dich geliebt, und ich will dir eine gute Frau sein. Und es gefällt mir in Cossin, wirklich, jeden Tag ein bisschen mehr. Und es kommen auch wieder bessere Zeiten, das sagt jeder. Der Krieg ist nun schon so lange vorbei, und die Inflation haben wir auch überstanden, und das mit dem Versailler Vertrag wird sich schon

zurechtschaukeln, das sagt doch immer unser Nachbar, der Herr von Crantz. Die können uns ja hier mitten in Europa nicht verrecken lassen, sagt er. Und vielleicht bekommen wir in diesem Jahr eine gute Ernte. Nur musste ich mich mal erkundigen, wie man es macht, sich lieb zu haben und trotzdem nicht immerzu Kinder zu kriegen. In Berlin wussten sie das bestimmt. Oder ich frage einfach Marina, sie muss es wissen, schließlich hat sie keine bekommen.

»Mon dieu, Julia, Verehrer hatte sie die Menge, von der Garde bis ins diplomatische Korps. Höchster Adel dabei«, soweit Mama. »Sie hätte einen Prinzen heiraten können. Aber sie nahm die Männer immer nur so«, hier schnippte Mama mit den Fingern, »nur so zum Spaß. Ihre Kunst war für sie das Wichtigste im Leben.«

Mama, dünn und blass wie ich, kränklich, immer mit etwas nölender Stimme, bewunderte ihre große Schwester schrankenlos. Aber das tat ich schließlich auch.

Hoffentlich würden die beiden musizieren heute Abend. Und was war das für ein Junge, der dabei sein sollte, ein Schüler vom Professor? Na egal, Hauptsache war erst mal das Essen, Kaviar, die seltsame Ente, mir lief jetzt schon das Wasser im Munde zusammen. Wenn ich bei Marina bleiben durfte, lange, möglichst lange, das würde mir besser bekommen als dreimal Davos.

Am nächsten Tag traf ich Elaine.